Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag des „Jüdischen Echo“: München, Herzog Maxstr 4 — Redaktion: Helene Hanna Cohn, München,



Nummer 42 | München / 4. Jahrgang | 19. Oktober 1917

Haltet den Dieb!

Es ist eine altbeliebte Methode verfolgter Diebe, laut zu rufen: „Haltet den Dieb!“ und auf irgendeinen schuldlosen Vorübergehenden zu zeigen, um damit die Aufmerksamkeit von sich selbst abzulenken. Eine ähnliche Methode befolgen die — sattsam bekannten — geistigen Häupter der Orthodoxie in Polen in der so kläglich gescheiterten Angelegenheit des jüdischen Schulwesens. Das traurige Fiasko, das sie erlitten haben, legen sie — wie alles Ungemach, das die polnische Judenheit trifft — den bösen Nationalisten zur Schuld.

Um dieses Fiasko kurz zu nennen: nachdem die deutsche Verwaltung vor wenigen Wochen bereits das ganze Gerichtswesen den Polen ausgeliefert hat, ist laut Bestimmung vom 1. Oktober auch das Schulwesen ihnen übergeben worden, unter völliger Ignorierung der kulturellen Forderungen der jüdischen Bevölkerung, die 15 Prozent der Gesamtbevölkerung Polens beträgt. Dem neuen Gesetz zufolge trägt die neue Volksschule einen rein polnischen Charakter; für die Kinder deutscher Nationalität haben jedoch die polnischen Gemeinden Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache zu errichten, während für die jüdischen Kinder Volksschulen mit Jidisch als Unterrichtssprache nicht errichtet zu werden brauchen. Den jüdischen Kindern stehen außer der polnischen Volksschule die folgenden Bildungsstätten offen: 1. öffentliche Elementarschulen mit Sabbathruhe, polnischer Unterrichssprache und Religionsunterricht; 2. private Talmud-Thoraschulen, Chedarim usw., wobei die Kommune nur die Kosten des profanen Unterrichts in polnischer Unterrichtssprache zu bezahlen hat.

Sabbathruhe und Bezahlung des Profanunterrichts — das ist also alles, was man der jüdischen Bevölkerung zugebilligt hat. In der Praxis bedeutet dies, daß die zum größten Teil blutarme jüdische Bevölkerung Polens überhaupt keine Volksschule erhält, sondern, bis auf eine winzige Entschädigung für den Profanunterricht, die Kosten ihres Schulwesens aus eigener Tasche zu tragen hat. Denn daß die Volksschule mit polnischer Unterrichtssprache den Tausenden, deren Mutter- und Umgangssprache das Jidische ist, überhaupt nichts nützt, ist ja klar. Ganz zu schweigen von der polnischen Volksschule, in der das jüdische Kind nicht nur keine Rücksichtnahme auf seine religiösen und nationalen Anschauungen findet, sondern von der bitteren Feindschaft der Lehrer und Mitschüler gepeinigt wird. Die Massen werden sich also denjenigen Chedarim und Talmud-Thoras zuwenden müssen, in denen man — auf ihre Notlage rechnend — sie zwingt, jegliches Profanwissen statt in ihrer eigenen, der jidischen, in der polnischen Sprache aufzunehmen.

Es ist tief bedauerlich, daß einer so großen nationalen Minderheit im Lande das Recht auf eine eigene Sprache und Kultur damit einfach versagt wird und sie den Polen, die wiederholt offen ausgesprochen haben, daß in ihrem Programm die völlige Knebelung der jüdischen Eigenart steht, hilflos ausgeliefert werden. Erstaunlich erscheint es aber auch, daß die deutsche Regierung eine nach Hunderttausenden zählende Bevölkerungsschicht zwingt, seine dem Deutschen so nahe verwandte Sprache zugunsten einer slawischen Sprache aufzugeben. Ob die Polen dieses gewaltige Zugeständnis an ihre Herrschsucht und ihren slawischen Chauvinismus der deutschen Regierung besser lohnen werden als alle ihnen bisher bewiesene deutsche Großmut? —

Es ist zweifellos, daß die deutsche Verwaltung sich zu diesem sehr bedenklichen Schritt nicht entschlossen hätte, wenn man ihr nicht von jüdischer Seite, nämlich seitens der polnischen Assimilanten und der aus Deutschland verschriebenen Orthodoxen immer wieder eingeredet hätte, die polnischen Juden seien nichts als eine Religionsgemeinschaft, beanspruchen als solche keinerlei nationale Sonderbestimmungen, und die welche vom ersten Tage der Besetzung des Gebietes ab das Recht auf eine eigene nationale Kultur verlangt hätten, seien nur eine unpopuläre kleine Gruppe von Schreihälsen. War es unter diesem Gesichtspunkt nicht ganz folgerichtig, daß die deutsche Regierung die Schulen mit jüdischer Unterrichtssprache und jüdischem Geist als rein religiöse Institutionen ansah und die staatsbürgerliche Heranbildung der Juden noch auf einer andren als der jüdischen Grundlage vorsah? umsomehr als ihr von assimilatorischer und orthodoxer Seite immer wieder versichert wurde, daß es der Juden heißestes Bestreben sei, sich mit den Polen zu verständigen, selbst wenn dies nur auf Kosten der kulturellen Eigenart geschehen könne.

Und nun, nachdem die Herren deutschen Orthodoxen sehen, in welche traurige Lage ihre „Politik“ die polnischen Juden gebracht hat, nun bekommen sie es fertig, die ganze Verantwortung für dieses verhängnisvolle Fiasko den — Nationalisten aufzubürden. Der „Israelit“ hat die Kühnheit, in seiner letzten Nummer zu behaupten, die deutsche Verwaltung hätte die Absicht gehabt, den Juden als religiöser Gemeinschaft gewisse Sonderrechte bezüglich des Schulwesens zuzubilli-

gen, hätte dann aber gefürchtet, die Nationalisten würden sich gegen die Auffassung der Juden als religiöse, und nicht nationale Gruppe sträuben. Deshalb hätte sie das jüdische Schulwesen in dem neuen Gesetz überhaupt nicht berücksichtigt, und die Nationalisten müßten diese Ignorierung als ein „Zugeständnis" an ihren nationalen Standpunkt ansehen. Das ist denn doch der Gipfel der Methode derjenigen, die mit ihrem Raub davonlaufen und rufen: „Haltet den Dieb!"

Und das sagt dasselbe Blatt, das in dem gleichen Aufsatz versichert, wir könnten „froh sein, daß man den Polen kein selbständiges nationales jüdisches Schulwesen gewaltsam von außen aufgezwungen" habe! Welche rührende Rücksichtnahme auf die Gefühle der Polen und welche Unterschätzung der Kraft des jüdischen Volkes, seine Rechte auch gegen seine Feinde zu verteidigen.

Glauben denn die orthodoxen Herren wirklich, daß das jüdische Volk es auch bei Beendigung des Krieges noch zulassen wird, daß die Polen einfach ihr Mütchen an den Juden kühlen wie es ihnen beliebt? Man wird schon Mittel und Wege finden, das nationale Joch zu lindern, das heute nirgends in der Welt schwerer auf den Juden lastet als in Polen. Und dann wird man auch das Joch dieser jüdischen Volks- — pardon! Religionsgemeinschaftsfreunde abschütteln.

„Jud Süß."

Eine Betrachtung zu der Aufführung des Schauspiels von Lion Feuchtwanger.

Von Helene Hanna Cohn.

Als künstlerisches Ereignis ist die Aufführung des neuen Schauspiels „Jud Süß" im Münchener Schauspielhaus ohne Bedeutung. Es wird ein Weilchen über die Bretter gehen und gleich hundert Theaterstücken gleichen Wertes nach einiger Zeit aus dem Gedächtnis der Zeitgenossen verschwinden. Was mich veranlaßt, mich an dieser Stelle mit dem Bühnenwerk zu befassen, ist lediglich die Tatsache, daß sein Stoff viel Staub aufgewirbelt hat und eine Reihe von Zeitungen es zum Ausgangspunkt antisemitischer Betrachtungen machen. Um das zu verstehen, muß man — wenigstens in großen Umrissen — den Inhalt des Schauspiels kennen: Der berühmte Finanzmann des Herzogs Karl Alexander von Württemberg, Joseph Süß-Oppenheimer, besorgt — ganz wie es den historischen Tatsachen entspricht — für seinen Herzog die wichtigsten Regierungsgeschäfte und benutzt seine Machtstellung zu einer furchtbaren Bedrückung und Auspressung des Landes. Das Motiv dieser Knechtung ist aber nicht, wie es bei dem wirklichen Jud Süß der Fall gewesen zu sein scheint, eine schrankenlose Genußsucht, sondern der Feuchtwangersche Jud Süß fühlt sich als Rächer seines Volkes, als ein zweiter Shylock, der aus Haß gegen die Feinde seines Stammes nach ihrem Fleisch trachtet. Um die „Landschaft", die sich gegen des Herzogs und besonders gegen des verhaßten Juden Regiment sträubt, zur Demut zu zwingen, unterstützt er den Regenten in seinem Bestreben, dem lutherischen Lande den Katholizismus aufzuzwingen. In seinem wahnsinnigen Machthunger erwächst ihm eine Helferin in der Anhängerin einer Brudergemeinde, Magdalen Sibylle Weißensee, die er selbst dem Herzog als Mätresse zugeführt hat, die aber in Liebe zu dem Verkäufer ihres Leibes entbrennt.

In der Beziehung des Jud Süß zu seinem Herzog tritt ein jäher Umschwung ein, nachdem der Herzog des Juden Tochter Tamar nachgestellt und das Mädchen in den Tod gehetzt hat: Shylock hat seine Jessica verloren und schwört furchtbare Rache am Herzog. Gemeinsam mit der Mätresse Weißensee vereitelt er des Herzogs Plan, das Land katholisch zu machen, versetzt ihm damit einen tödlichen Schlag und rächt die verstorbene Tochter an dem, der ihren Tod verschuldet hat.

Nach gesühnter Blutschuld steht im letzten Akt der Jude als ein Geläuterter in seinem Kerker, dem Geist der Unendlichkeit schon so nahe, daß er sich trotz der Bitten seiner Freunde und seiner Geliebten weigert, ins Leben zurückzukehren und sich freiwillig dem Volke ausliefert.

Dichterisch ist, wie schon einmal gesagt, das Ganze belanglos. So geschickt die einzelnen Szenen aufgebaut sind, so sehr das Bestreben zutage tritt, das bloße Geschehen psychologisch zu vertiefen, so gewandt (und skrupellos) alles zusammengetragen ist, was starke Bühneneffekte hervorruft — das Ganze scheitert an der eisigen Kälte, mit welcher der Autor seinem Stoff gegenübersteht, scheitert an dem Mangel desjenigen, was in diesem Schauspiel an hundertmal als Wort gesagt wird: Seele.

Einige Zeitungen und ein Teil des Publikums haben dieses Feuchtwangersche Stück als eine Taktlosigkeit empfunden; und hierauf allein habe ich einzugehen. Ist dieser Vorwurf berechtigt? Nein und ja.

Selbstverständlich muß einem Autor die Wahl seines Stoffes freistehen, und wenn ein jüdischer Dichter sich gerade einen Juden als tragischen Helden wählt, so darf diese Tatsache allein seinem Werk das deutsche Theater nicht verschließen. Natürlich darf es auch einem Autor — auch wenn er ein Jude ist — nicht grundsätzlich verwehrt sein, einen Gegensatz wie den zwischen Katholiken und Lutheranern dichterisch zu gestalten.

Aber dieser Stoff muß dann mit dem Taktgefühl entweder des Genies oder zum mindesten desjenigen Juden angefaßt werden, der sich seiner Verantwortung gegen die jüdische Gemeinschaft bewußt ist, der sich der Tatsache bewußt ist, daß, was auch immer ein Jude sagt oder tut, auf das Konto des gesamten Judentums gesetzt wird. Sowohl dem Genie wie dem wirklich sein Judentum erlebenden Juden würde es wahrscheinlich niemals passieren, daß — wie es bei Feuchtwanger geschieht — alle Juden edel, alle Christen unedel und albern sind (auch da, wo es sich um ihr Heiligstes, ihre Religion handelt); daß über den Gegensatz der katholischen zu der lutherischen

Gruppe nicht ein vernünftiges, warmes Wort gesagt wird; daß der Held des Stückes alle seine guten Eigenschaften als ein Erbteil der jüdischen Mutter, seine schlechten Triebe als das Vermächtnis des christlichen Vaters ausgibt.

Durch die Wahl so unzarter Mittel erweckt das Stück den Eindruck eines Tendenzstückes, eines Versuches, das Judentum in der Gestalt eines in die Sphäre des Heldischen erhobenen jüdischen Blutsaugers reinzuwaschen. Ein Versuch, der nicht nur von christlicher, sondern auch von jüdischer Seite aufs schärfste zurückgewiesen werden muß.

Nicht deswegen weil wir etwa die Wahl des Stoffes an sich mißbilligen, lehnen wir als Juden das Feuchtwangersche Stück ab, sondern deswegen, weil wir glauben, daß nur einer, dem die Tiefe der jüdischen Tragödie das Herz zerschnitten hat, den sie in den Wurzeln seines Wesens erfaßt und erschüttert hat, es wagen sollte, an dieses Letzte und Heiligste zu rühren, daß nur ein solcher sich berechtigt fühlen dürfte, als Verteidiger des Judentums aufzutreten. Hätte aber Feuchtwanger jemals diese tiefste Erschütterung erlebt, dann würde er vielleicht überhaupt nicht mehr die Kraft zum Reden gefunden haben, sondern überwältigt verstummt sein und sich damit begnügen, daß ein Shakespeare durch den Mund seines Shylock die Rolle eines Anklägers der Feinde des Judentums übernahm.

Weil man dem Feuchtwangerschen Schauspiel in jedem Wort anmerkt, daß ihm die jüdische Tragödie nur ein interessantes literarisches Problem ist, das er als wirksamen Vorwurf behandelt, daß er mehr oder minder ästhetisch mit Davidssternen, kabbalistisch bemalten Wänden und Rezitationen aus dem Hohelied aufputzt, darum verweigern wir ihm das Recht, die tiefsten jüdischen Leiden und Sehnsüchte zu einem „Spiel“ zu machen.

Muß man denn gerade das, was seinen nächsten Verwandten des Blutes und Geistes das Höchste ist, zu einem klug berechneten Bühnenstück verarbeiten? Wer nicht die ganz große Flamme eines sehnsüchtigen Judentums oder eines Künstlertums, das ihn zur Höhe eines Shakespeare, Hebbel oder Grillparzer erhebt, in sich fühlt, der habe doch Ehrfurcht vor all dem Erhabenen und all dem Leidvollen, das sich in dem Wort „Judentum“ konzentriert, und schweige. —

Die jüdische Kolonisation in Palästina.*)

Von Max Brod.

(Schluß.)

Knapp vor dem Krieg zählte Palästina etwa 700 000 Einwohner, darunter 100 000 Juden. Die Zahl der Juden hatte sich in den letzten 40 Jahren vervierfacht und war doch im Verhältnis zur Gesamtziffer aller Juden (nach Ruppin 13¾ Mill.) sowie zur Gesamtkapazität Palästinas (von Prof. Ballod auf 6 Millionen geschätzt) verschwindend klein geblieben. — Auf die Zwerghaftigkeit der palästinensischen Siedlung setzten die einen unter Führung Achad Haams ihre aristokratischen Auslese-Hoffnungen. Sie hielten sich an das Prophetenwort, daß sich (nur) ein Rest bekehren würde, und sahen in Palästina das „geistige Zentrum“, das „Modell jüdischen Lebens“, das die Diaspora auf Distanz hin befruchten sollte, ohne sie aufzuheben. Die andern (und zu diesen hat seit jeher die zionistische Weltorganisation gehört) ließen sich diese Hoffnung auf größere Maßstäbe nicht rauben und fanden in allem Vorhandenen nur ein mehr oder minder gelungenes Experiment, eine Pionierarbeit, der die eigentliche Arbeit auf breitester Volksgrundlage erst folgen sollte.

Es hat den Anschein, daß diese letztere Ansicht durch den Krieg, der überall die ärgste Judennot zur Reife gebracht hat, mehr und mehr in den Vordergrund gerückt wird. Das Vorhandene als geringer Anfang, als machtvoll Auszubauendes: das drückt sich in nahezu allen Publikationen aus, die in letzter Zeit erschienen sind. Davis Trietschs „Palästinahandbuch“, das den Riesenstoff in glücklicher Beschränkung meistert, und das gründliche Gelehrtenwerk „Die Jüdische Kolonisation Palästinas“ von Dr. Curt Nawratzki, das neue Buch Ruppins „Syrien als Wirtschaftsgebiet“, Hans Rhodes „Deutschland in Vorderasien“, das der jüdischen Kolonisation ein umfangreiches Kapitel widmet, ferner die trefflich redigierten Mitteilungen des Hauptbüros des Jüdischen Nationalfonds im Haag, die unter dem Titel „Erez Israel“ herauskommen, stimmen in diesem Hauptpunkte überein.

Von den 100 000 Juden Palästinas waren vor dem Krieg etwa 10 000 landwirtschaftlich beschäftigt. Die heutigen Verhältnisse entziehen sich naturgemäß einer exakteren Erfassung. — Der Rest stand teilweise mit dem modernen Kolonisationswerk in engster Verbindung. So gingen vor allem von den Bewohnern der städtischen Siedlung Tel-Awiw bei Jaffa, dem Zentrum der Schulen und aller neuhebräischen Kulturansätze, die kräftigsten Impulse aus. Mit tiefster Betrübnis liest man, daß der Krieg auch diese letzte Zufluchtsstätte des Judentums nicht verschont hat. Jaffa und die Kolonien bei Jaffa wurden in diesem Frühling (angeblich aus militärischen Gründen) evakuiert. Was Evakuierung bedeutet, kann nur der ermessen, der (wie ich) einige Zeit lang unter Flüchtlingen gelebt hat. Nachrichten des neutralen und feindlichen Auslandes lassen Schreckliches ahnen. Ein Urteil wird man sich nicht früher bilden dürfen, ehe die Untersuchungen, die auch durch Interpellationen im deutschen und österreichischen Parlament angeregt wurden, abgeschlossen sind. — Umfassende Hilfsaktionen sind eingeleitet.

Von diesem Zwischenfall und den Übergriffen einzelner türkischer Lokalbehörden abgesehen, die jedoch von höherer Stelle aus meist in die Schranken gewiesen wurden, haben die Kolonien Palästinas den Krieg bisher nicht übel überstanden. Am besten haben sich die Kolonien Nordpalästinas (Galiläa), die Getreidebau betreiben, bewährt. Sie gewährleisteten eine wenigstens

*) Vergl. „Die neue Rundschau“.

nicht ganz unzureichende Ernährung einiger Städte beugen dem Allerärgsten vor. Die Plantagen Judäas konnten, auf Export angewiesen, vor Schaden nicht bewahrt werden.

Den für die Zukunft bedeutsamsten Teil des „neuen Jischuw" („Neue Siedlung" — so nennen sich stolz die Träger der modernen Palästinaidee zum Unterschied von den Almosenempfängern, die heute noch die Mehrzahl einiger Stadtbevölkerungen Palästinas ausmachen, deren Kinder aber teilweise zu der neuen Bewegung übergehen) sieht man ziemlich übereinstimmend im jüdischen Landarbeiter, von dessen Seele die Briefe Gordons (veröffentlicht im ersten Jahrgang des „Juden") mit rührender Einfachheit sprechen. Haußmann (zitiert bei Nawratzki) schildert diesen in der Geschichte des jüdischen Menschen neuen Typus folgendermaßen: „Das Arbeitermaterial stellt in vielen Beziehungen die Elite unseres Volkes dar: Idealisten reinsten Wassers, reine Charaktere, selbstbewußt, intelligent, mutig, kräftig, im höchsten Grade kameradschaftlich und genügsam, andrerseits aber leider etwas übertheoretisiert in marxistischen und anderen sozialen und nationalen Schablonen, stark revolutionär, freigeistig aber unreif, die Neuheit der Verhältnisse verkennend. Ihr Losungswort, vielleicht das ethischste, welches die jüdische Renaissance gezeitigt hat, ist: Chibusch Haawodah (die Eroberung der jüdischen Arbeit durch jüdische Arbeiter). Sie kämpfen für dieses Ziel noch jetzt unter sehr widrigen Bedingungen."

So klein die landwirtschaftliche Siedlung in Palästina ist, so reich ist sie bereits an sozialen Versuchen, die religiös geforderte Gerechtigkeit zu verwirklichen. Leider hat der Kriegsausbruch jede Möglichkeit eines normalen Experimentierens abgegraben und man muß sich glücklich preisen, wenn man die Keime eines neuen Lebens in den Frieden hinüberretten wird. Dann erst wird man das Gedeihen der Arbeiterproduktivgenossenschaft in Merchawja, die nach dem Opperheimerschen Prinzip ungleicher Gewinnanteile arbeitet, und der kommunistischen Siedlung Dagania beurteilen können. Dann erst werden auch die vielen andern Pacht-, Okkupations-, Pflanzungsgenossenschaften zur Geltung kommen.

Ein reich entwickeltes Schulwerk schließt sich an die ländlichen und städtischen Kolonien: Kindergärten, Religionsschulen, Volksschulen für Knaben und Mädchen, zwei hebräische Gymnasien, eine Ackerbauschule, Lehrfarmen, die Mädchenfarm Kinereth, ein Kindergärtnerinnenkurs, ein Lehrerseminar, die Kunstgewerbeschule Bezalel usw. Die wiedererwachte hebräische Sprache klingt im Arbeiterlied wie im wissenschaftlichen Vortrag. In Jerusalem arbeitet ein jüdisches hygienisches Institut. Das hebräische Verlagswesen entwickelt sich und hat gerade im Kriege einige literarische Sammelwerke unter dem Titel „Beschaa su" (In dieser Stunde) ediert, die durch die gemessene Haltung der Beiträge und durch schöne Ausstattung Aufsehen erregt haben.

Ein wesentlicher Kulturfaktor ist der „Jüdische Nationalfonds", durchaus auf freiwillige Spenden aufgebaut, die in den letzten Jahren bereits zweimal die Jahressumme von einer Million Franken erreicht haben (1913 und 1916). Der Nationalfonds steht außerhalb jeder kapitalistischen Spekulation, er erwirbt Grund und Boden „als unveräußerliches Volkseigentum" und nimmt damit, wie auch der deutsche Bodenreformer A. Damaschke neuerdings anerkannt hat, die heiligen Gebote unseres Lehrer Mosis auf. Sein Arbeitsgebiet ist unübersehbar groß. Gerade jetzt tritt der Agronom Öttinger mit einem großzügigen Kolonisationsprojekt hervor („Methoden und Kapitalbedarf jüdischer Kolonisation in Palästina"), das innerhalb der nächsten zwölf Jahre nach Friedensschluß im ersten Triennium je eine, im zweiten je zwei, im dritten je drei, im vierten je vier, zusammen also dreißig neue Kolonien, mit je hundert Familien (12—18000 Seelen) begründen will. Das Programm hat durchaus erreichbare Ziffern vorgesehen, — doch damit verlassen wir schon das Gebiet der Tatsachen und spielen mit einer Hoffnung.

Sagt man von einem Starken, er sei nach wie vor auf seine eigene Kraft angewiesen, so klingt das stolz. Sagt man es von einer problematischen Gestalt, wie es heute noch das jüdische Volk ist, so könnte es leicht nach Kleinmütigkeit schmecken. — Doch ist dem nicht so. Neben vielem die Volkskraft in der Wurzel Treffenden hat die Kriegszeit dem Judentum zwei günstige Momente gebracht: die Befreiung von vier Millionen russischer Juden aus dem letzten und ungeheuerlichsten Ghetto und den Kongreß der amerikanischen Juden. In Rußland hat die Revolution, so weit man es heute nach den vorliegenden Meldungen beurteilen kann, ein geradezu elementares Aufwachen des Zionsimus (der bis dahin infolge irgendwelcher seltsamer Polizeilaune verboten und streng verfolgt war) ausgelöst, das den Bestrebungen der andern kleinen Völker an Intensität nicht nachsteht. Die Juden Amerikas haben nach langen hartnäckigen Kämpfen gegen die wie allüberall assimilierten Notablen einen Kongreß auf demokratischer Grundlage und die Aufrollung der Palästinafrage auf diesem Kongreß (nebst vielen anderen Fragen jüdischer Migration) durchgesetzt. — Auch in Rußland wird ein allgemeiner jüdischer Kongreß vorbereitet. Es sind Anzeichen vorhanden, daß die österreichischen Juden sich gleichfalls besinnen und die Friedensverhandlungen nicht in demselben unvorbereiteten Zustand abwarten werden, in dem sie der Krieg überrascht hat. —

Die jüdische Kolonisation Palästinas bildet ein loyales Element der heutigen Türkei. Nahezu alle jüdischen Einwanderer sind ottomanische Staatsbürger geworden. Palästina gehört zu den dünn bevölkerten Gebieten des Orients (Nawratzki) und ist, wenn es sich wirtschaftlich schneller entwickeln will, auf eine Einwanderung angewiesen. Die Neueinwanderung ist nicht auf Zurückdrängung der arabischen Einwohner angelegt, sondern

fördert durch wirtschaftliche und kulturelle Erschließung des Landes auch das Interesse der Araber. — In jüngster Zeit hat sich die Entente-Presse lebhaft für Palästina interessiert. Der englische Minister Sir Alfred Mond tritt für einen autonomen jüdischen Staat ein. Ähnlich schrieb Miljukow im „Rjetsch", Hervé in der „Victoire", „Journal de Genève" teilt mit, daß sich der päpstliche Stuhl in diesem Moment mit nichts anderem intensiver beschäftige als mit der Idee, Palästina unter dem Schutz der christlichen Mächte zu internationalisieren und so den „Traum des Zionismus" zu vereiteln. Andere Blätter berichten, daß der zionistische Führer Nahum Sokolow eine Audienz beim Papst gehabt habe. Im „Berliner Reichsboten" schreibt Gustav v. Dobbeler: „Wie ein Präriebrand durch Gegenfeuer gelöscht wird, so können wir Englands neuestem imperialistischem Vorhaben begegnen, indem wir ihm vorwegnehmen, was es zu tun beabsichtigt. Die Gründung eines jüdischen Staatswesens unter türkischer Oberherrschaft würde für uns Notwehr sein, wie der U-Bootkrieg die einzige mögliche Antwort auf die englische Blockade ist und so fort." — Hingegen verkünden die „Daily News" den Präsidenten Wilson als Anwalt einer jüdischen Republik in Palästina.

Ach, ist denn noch niemand dieser Töne satt geworden? Wird dieser Wirbel von Länderverteilungen und Eroberungen unaufhörlich durch die Welt rasen? — Das Judentum hat diese Fanfaren nie geliebt und sein großer Prophet Jesaja hat zum erstenmal den Völkerfrieden, da man die Schwerter zu Pflugscharen und die Speere zu Winzermessern umschmieden wird, in traumhafter Beseligung geschaut. — So bleiben auch heute die Juden allen waffenklirrenden Versprechungen gegenüber skeptisch und kühl. Ihre Kriege sind Kriege der Seele gegen die Heuchelei des inneren Feindes in jedem von uns, ihre Eroberungen wollen Eroberungen göttlichen Geistes, Netze gegen das Unendliche hin ausgespannt sein. Was ich zu Anfang sagte, gilt hier mit verstärktem Nachdruck: kein Politikum, sondern eine religiöse Frage bleibt die Tiefste aller jüdischen Angelegenheiten. — Freilich gehen unsere Wünsche und Bestrebungen nicht ins Leere, sondern auf eine ungestörte Entwicklung der jüdischen Kolonisation in Palästina. Wir hoffen aber, trotz etlicher Enttäuschungen in letzter Zeit, daß der ruhige Fortbestand der türkischen Herrschaft und die Einsicht türkischer Staatsmänner, ihre Vertrautheit mit den Gesinnungen der jüdischen Einwanderer diese Entwicklung garantieren, daß es der Losreißungsprojekte der Entente nicht bedürfen wird. — Uns war es von jeher am liebsten, wenn sich die Völker nicht allzu sehr um uns bemüht haben. Nicht aus kaltem Egoismus haben wir uns abgesperrt (wiewohl man uns das ebenso oft nachsagt wie: daß wir uns aufdrängen. — Seltsame Kombination!), sondern weil uns irgendeine dunkle Hoffnung leitete, wir könnten vielleicht in Stille und Einsamkeit einen Keim schaffen, der nicht nur uns, sondern der ganzen Menschheit, die wir mit allen Fibern und allen natürlichen, noch unverdorbenen Anlagen unserer Seele lieben, zum Heile gereichen könnte. Diese Stille auf eigenem Boden, diese Geburtsstätte neuer, nicht etwa national beschränkter, sondern allmenschlicher Zielsetzungen schaffen, — dies und nichts anderes ist der Sinn jüdischer Palästinakolonisation.

Galizische Wirtschaftsprobleme.

Zu dem in Österreich jetzt so aktuellen Thema der Schaffung einer das ganze Land umspannenden jüdischen Organisation äußert sich das „Lemberger Tagblatt" folgendermaßen:

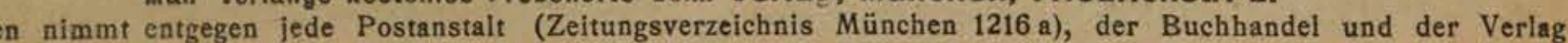
Die Wiederherstellung Galiziens aus den Trümmern und Ruinen, in welche der Krieg seine Städte und Dörfer verwandelt hat, bildet eine der Hauptaufgaben der allernächsten Zukunft. Nicht nur, weil das Land Geld benötigt, das den beschäftigungs- und mittellosen Arbeitern und Kriegsbeschädigten zugute kommen soll, sondern vornehmlich aus dem Grunde, weil eine Weiterentwicklung der Volkswirtschaft vollständig von der Lösung des obigen Problemes abhängig ist.

Es dürfte wohl bekannt sein, daß Galizien in wirtschaftlicher Hinsicht schon vor Ausbruch des Krieges sehr rückständig war und daß man in allen Schichten der Bevölkerung nach einer Verbesserung dieser mißlichen Lage nach dem Vorbild der westlichen Kulturmächte strebte.

Zwei Grundgedanken beherrschten im allgemeinen die öffentliche Meinung — die Hebung der Industrie und der Ausbau der Wasserwege. Die Durchführung dieser Reformen mußte jedoch infolge des Krieges aufgeschoben werden, und sie wird es auch bleiben, bis das Land in seinen früheren, normalen Zustand zurückgekehrt ist.

Es kann uns daher nicht verwundern, daß der Gedanke an die Wiederherstellung Galiziens die öffentliche Meinung fast vollkommen beherrscht und daß sogar eine umfangreiche Literatur entstanden ist, die diese Fragen von allen Seiten beleuchtet.

Man ist bestrebt, die besten und einfachsten Wege zur Aufrichtung der vernichteten Existenzen ausfindig zu machen. Diese eifrigen Erörterungen, die jetzt bei den Polen und Ruthenen gepflegt werden, bilden einen mächtigen Untergrund, auf dem die praktische Ausführung leicht von statten gehen kann. Die Juden aber haben auf diesem Gebiet noch gar nichts geleistet und wollen die Regelung ihrer eigenen Angelegenheiten anderen überlassen. Trotz der Erfahrungen des Krieges sind sie noch nicht dahin belehrt worden, daß ein



Aufkommen des Handwerks, der Industrie und des Handels nur durch das entschlossene Auftreten einer festen Organisation herbeigeführt werden kann.

Diese Unkenntnis kann nicht nur gefährlich, sondern geradezu katastrophal auf die zukünftige Lage der Juden in Galizien wirken, was ja durch die jetzige unzweckmäßige Bautätigkeit genugsam erwiesen ist.

Trotz der ernsten Meinungsverschiedenheiten zwischen Österreich und Ungarn und der gewünschten Trennung beider Staaten, hat sich doch Österreich verpflichtet, für die Kriegsschäden aufzukommen und sind auch für die Wiederherstellung des Landes beträchtliche Summen ausgegeben worden. Die Zentrale für Wiederaufbau, die erst seit kurzer Zeit besteht, hat in Ost-, Mittel- und Westgalizien zahlreiche Bauernhäuser aufrichten lassen, sodaß die Bauern in Bälde ihre Häuser beziehen und ihrer Arbeit nachkommen können. Dagegen hat man für das Wiederaufleben der Städte nicht die geringste Sorge getragen.

Die allgemeine Kriegskreditanstalt sollte für Kriegsbeschädigte Anleihen gewähren und erhielt zu diesem Zwecke nicht unbeträchtliche Geldsummen. Jedoch stellte sich nachträglich heraus, daß man die Anleihen nicht für Kriegsbeschädigte, sondern für Gutsbesitzer verwendete. Bis zum 1. Juli 1917 erhielten etliche 100 Großgrundbesitzer Anleihen in einer Höhe von 136 Millionen Mark, weitere 184 Millionen waren in Aussicht gestellt, und nun wendet sich die Anstalt an den Staat um Gewährung weiterer Geldsummen für Anleihen an Großgrundbesitzer im Wert von 200 Millionen Mark, die ihm auch sicherlich nicht vorenthalten werden. Wie aber verhält man sich zur Industrie, dem Handwerk, den freien Berufen? Wenn man die Bedeutung des Großgrundbesitzes auch nicht unterschätzen darf, so darf man doch die nach Millionen zählenden Gewerbetreibenden nicht außer Acht lassen. Deren Lage hat sich derart verschlimmert, daß nur eine rasche und tatkräftige Hilfe von seiten des Staates ein Massenelend verhindern könnte. Man errichtete zwar auf das Drängen einiger einflußreichen Personen eine Kreditanstalt für Handwerker. Doch konnte diese nicht einmal ein Zehntel von dem aufbringen, was man den Großgrundbesitzern zur Verfügung stellte. So steht sie machtlos da, kaum daß man von ihrer Existenz Kenntnis hat. Was hilft der Einfluß mancher Personen, wenn dem Unternehmen die organisatorische Kraft fehlt?

Abraham Mapu.

(Zu seinem 50jährigen Todestag.)

Von F. Lachower-Warschau.

In Litauen, im Lande der Thora und der strengen Lehre, wurde der Musensohn geboren, in einem armen Städtchen bei Kowno, wo es zu jener Zeit nur Not und Elend gab. Alles um ihn war trocken und düster, dürr und fahl, lebensmüde und lebenslos, er aber liebte das Leben und auch dessen Prunk und Glanz. In ihm lebte ein altes Lied, das von Feld und Acker erzählte, von Wiese und Flur, von scharlachroten Weinbergen und dunkelgrünen Olivenwäldern, auch von beleuchteten Sälen und herrlichen Gemächern voll Freude und Gemütlichkeit, wo Tamar und Sulamith in natürlicher Schönheit und Unschuld spielten; er hörte noch das Geklingel der Herden, die sich vom Berge Gilead herabgewälzt hatten, das Scharren der Rosse auf den Straßen des alten Jerusalem, das Geklirr der Waffen auf den Schultern der jüdischen Helden, das Lied der Hirten auf den Triften von Beth-Lechem, wie den Ruf der Hüter auf dem Berge Zion, auch das Singen und Zanken der Zecher in den Gassen Samariens. In seinem Ohr tönte noch der Wohlklang einer alten Sprache, welcher der Geist der Propheten Glut und Inbrunst, die Demut der Psalmendichter Stille und Milde gegeben.

So schuf er sein „Ahawat-Zion" (Die Liebe Zions[1]) und „Aschemat-Schomron" (Die Schuld Samariens), die eigentlich nur Zeitbilder im Geiste der jüdischen Aufklärung sein sollten. Sie sollten nur Typen der Zeit in altertümlichem Gewande vorstellen, die nach damaliger Sitte entweder mit modernem Wissen genährt und daher ebenso gut wie schön oder ungebildet und daher ganz verdorben und häßlich geschildert wurden; es sollte so etwas wie eine Aristokratie gezeigt werden, die gegenüber dem Demos und dem Emporkömmling sich zu behaupten vermag. Die Aristokraten sollten natürlich schön sprechen und ritterlich sich benehmen. Aus ihnen machte Mapus schöpferischer Geist wahre Ritter, ja noch viel mehr als Ritter; es wurden jüdische Prinzen und Prinzesinnen, Fürstinnen wurden daraus, die schöne Hirtenknaben lieben, und Schäfer, die um Edelfrauen werben. In diesen Idyllen sollte sich eigentlich nur ein Bekenntnis zur Rousseauschen Verkündigung der Natur ausdrücken, das auch sonst in der hebräischen Literatur jener Zeit ihren Ausdruck fand. Unversehens aber brach während des Gestaltens die tiefe Liebe zur eignen Scholle, zum eignen Acker und Land hervor.

Diese Liebe entsprang einer tiefen Kenntnis der Bibel und der Sprache der Bibel, in der des Dichters Gemüt jedes Wort belebte und jedem Wort Leben einhauchte. Alles mahnt ihn zur Erinnerung an die Träume biblischer Zeiten und das Leben eines Volkes der Vergangenheit ersteht in ihm aufs neue. Zu neuem Leben erweckt er die frohen, lebenslustigen und lebensdurstigen Ephraimiter, die „stolze Krone", wie Jesaja sie nannte, und die mehr zum Sinnen neigenden Judäer und die Propheten selber in aller ihrer geistigen Kraft.

So entsteht in seiner Phantasie ein Kampf, in dem die Beweglichkeit und Geschicklichkeit der Ephraimiter von dem sittlichen Ernst der Judäer besiegt wird.

Geistigkeit und Innerlichkeit, Demut und Seelenadel tragen bei Mapu immer den Sieg da-

[1] Eine deutsche Übersetzung des Werkes unter dem Namen „Tamar" hat Dr. S. Mandelkern im Jahre 1885 im Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig veröffentlicht.

von. Er liebte es auch, schalkhafte Naturen zu zeichnen, den Prunk und die Pracht reicher Landschaften und Städte zu schildern; oft ist bei ihm der Reichtum ein Verführer, der sich dem Edlen naht, bis endlich doch das Gute den Sieg davonträgt.

Die Fabel der Mapuschen Erzählungen ist immer ganz einfach, es ist die Fabel des Lozzattoschen (M. Ch. Lozzatto lebte 1707—1747) Idylls: die Liebe des Königssohnes wird nicht gewürdigt und es ist sehr nahe daran, daß die schöne Prinzessin einem Bösewicht zuteil wird, während der Königssohn zu den Hirten flieht. Endlich siegt aber doch das Wahre und Gute und der Bösewicht wird bestraft. Das ist die einfache Handlung der „Achawat Zion"-Dichtung und mit vielen Umänderungen und Umgestaltungen auch des viel breiteren „Aschemat-Schomron"-Werkes, sowie der fünfbändigen Erzählung „Ait zabua" (Der bunte Geier). Die schlichte Fabel aber wird bei Mapu bereichert und ausgestaltet, eine ganze Schar von Personen in sie verstrickt, verwirrte Situationen geschaffen, bis sich das Ganze zu einem umfangreichen Romane ausgewachsen hat.

Mapu ist der Schöpfer des jüdischen Romanes; in seinen Romanen herrscht der Geist der Idylle und der naiv romantischen Freude am Verstrickten und Verworrenen. Das Leben wird mit kindlichem Sinn aufgefaßt: alles Verwickelte und Verstrickte ist nur Spiel, Phantasie und Dichtung.

Die schlichte Einfalt überwiegt in Mapus Erzählungen, aber er schwelgt auch in der Freude am Prunkvollen und der Rausch des Lebens reißt ihn fort. Daher finden wir neben den vielen Bildern des Landlebens im alten Judäa auch prachtvolle Schilderungen des Stadtlebens in der stolzen Zeit Jesajas mit ihrer Pracht und ihrer üppigen Verschwendung, daher auch die starke Neigung zu der Gestaltung des Kampfes zwischen dem Schlichten und dem Schwelgertum, dem Bescheidenen und der Prunkliebe.

Als Moment der Vereinigung dieser Gegensätze, des ländlich Naiven und des Prunkvollen liebt Mapu das Erhabene in der Natur und im Leben. Er findet es in hohen Bergen, dessen Gipfel in den Himmel ragen, im Kampfe eines Hirtenknaben mit dem Löwen, der eine Fürstentochter bedroht. Auch die religiöse Verzückung liebt Mapu, und seine Menschen beten oft in einer eigentümlich gesteigerten Sprache. Der Ausdruck der Liebe ist bei ihm häufig ein inniges Beten, ein Flehen um Gnade, eine tiefe Andacht.

Eine andächtige, religiöse Natur war Mapu, die in stillen Verzückungen und erhabenen Träumen lebte, in einer Zeit nüchterner Aufklärung, in der das Träumen streng verboten war, und sowohl von den modernen Aufklärern wie von den streng Orthodoxen als Neigung zu einer unwirklichen schöneren Wert hart verurteilt wurde . Er aber, Mapu, träumte von einer anderen vergangenen Zeit, als es bei den Juden noch Propheten, Seher und Phantasten gab, aber auch Krieger und Kämpfer, lebensvolle Männer und Frauen, und viele Ackerbauern, Schnitter und Winzer in Judäa . . . . .

Mapu ist einer der größten Träumer des unvergeßlichen Traumes vom Judentum vergangener Zeiten und der einzige Dichter, der ihn bisher zu gestalten vermocht hat.

Religiöse Feiern in Jerusalem.

Von Dr. B. Neumann.

Gebete an den heiligen Stätten. Nach dem Untergange des Reiches waren die Israeliten stets bemüht, sich den Ruinen des Tempels zu nähern, um an der heiligen Stätte ihre Andacht zu verrichten. Wie schwer es auch für sie war, in das Innere der Stadt zu gelangen, so suchten sie doch die Erlaubnis zu erhalten, den heiligen Überresten sich wenigstens von außen nähern zu dürfen. Als Jerusalem unter der Botmäßigkeit byzantinischer Kaiser stand, war außerhalb des zertrümmerten Tempels, in einiger Entfernung von den Bildsäulen Hadrians, die sich auf dem Tempelplatze erhoben, ein Überrest der alten Mauer, zu welcher alle Jahre am neunten Ab die Juden pilgerten, um daselbst die Trauerandacht in zerrissenen Kleidern zu verrichten. Während der arabischen Herrschaft war es ihnen erlaubt, sich im Innern der Stadt der Tempelmauer zu nähern. Zur Zeit des fränkischen Königreichs war an der Ostseite der Umfassungsmauer der Ort, wohin die Juden gingen, um vor den Mauern des Tempels zu beten. Erst unter der Herrschaft der türkischen Sultane wurde ihnen durch einen großherrlichen Firman das Recht zugesichert, sich an einer Stelle der Stadt der Tem-

pelmauer zu nähern und sie als Betort ungestört zu benutzen.

Tempel-Westmauer „Kothel hama-arabi“. Auf dem Platze, dessen Ostseite von der Westmauer begrenzt wird, ist die unter dem Namen Klageplatz der Juden bekannte Stätte, wo der von tiefer Wehmut ergriffene Israelit vor den der Reihe der Jahrtausende trotzenden Denkmälern aus der Zeit Salomos, vor den Riesenbauten des Heiligtums, unter dem freien Himmel, dem blauen Äther, aus welchem die Sonne mit ungetrübtem Glanze wie vor Tausenden von Jahren leuchtet, seine inbrünstigen Gebete verrichtet. Diesen Platz besuchen die Juden sehr häufig; man findet ihn meist mit betenden Israeliten besetzt. Zahlreicher sind die Besuche am Freitage zur Einweihung des Sabbath, an den Feier- und Festtagen und am neunten Ab. An den Regalim-Festen gehen alle jüdischen Bewohner Jerusalems zu der Tempelmauer, um daselbst das Mussaph zu beten. Da aber der Raum am Fuße derselben zu klein ist, um alle zu gleicher Zeit fassen zu können, so begeben sie sich abgesondert in Gemeinden unmittelbar aus den betreffenden Synagogen dahin, wo sie unter freiem Himmel, alle in Gebetmäntel, Talith, gehüllt, und mit Rücksicht auf die Heiligkeit des Bodens, ohne Schuhe stehend, die Mussaphandacht abhalten. Auf diese Weise wird der Gottesdienst mehrere Male wiederholt. Weit abgesondert von den Männern stehen die Frauen, alle in langen weißen Hüllen, welche die ganze Gestalt und das Haupt bedecken. Während die Männer das wehmütige Gebet: „Unserer Sünden halber sind wir aus unserm Lande vertrieben und weit entfernt von unserm eigenen Boden“ mit herzerschütterndem Wehklagen anstimmen, küssen die Frauen die Tempelmauer und schlagen ihre Stirn an die Quadern. Alle erheben das tränenvolle Auge gen Himmel und rufen unter Schluchzen: „Wie lange noch, o Gott?“ Diese Stätte wird von den Reisenden aller Nationen besucht, und keiner kann sie ohne Rührung verlassen. In weit höherem Grade aber werden die Gefühle des Juden erschüttert, der die ehemalige Erhabenheit der jüdischen Nation im Geiste sieht, den Druck der Gegenwart fühlt und zugleich auf die große Zukunft Israels hofft.

Rachels Grab besuchen die jüdischen Pilger sehr häufig; sie bringen Öl und Lampen mit, zünden dieselben zur Ehre der toten Patriarchin an und sprechen dann das schöne Gebet, welches dem Andenken der Toten gewidmet ist. Die zahlreichen Mitglieder eines Vereins Mutter Rachel, „Chewra Rachel Imenu“, pilgern an dem letzten Tage eines jeden Monats zu dem Grabe, wo sie den ganzen Tag mit Beten zubringen. Außerdem besuchen häufig viele einzelne Personen das Grab, um daselbst ihre Andacht zu verrichten.

Häufig pilgern auch die Israeliten nach den Gräbern der Könige, der Propheten und denen der Propheten Zacharia und Samuel. Die Gräber der Sanhedrin und das Grab Simons des Gerechten werden besonders am 33. Omertage und am 15. Schebat von zahlreichen Andächtigen besucht.

Beschneidung. Am Abende vorher schicken Freunde und Bekannte in das Haus der Wöchnerin brennende Öllampen, die von den Anwesenden unter dem Gesange von Hymnen empfangen und im Hause umhergetragen werden. Eine halbe Stunde bevor das Kind in die Synagoge gebracht wird, beginnt der Chorgesang und dauert bis die Operation beendet ist. Nach dieser nimmt der Vater das Kind in seine Arme, trägt es vor die heilige Lade und spricht den Vers: „Sollte ich dich vergessen, Jeruschalajim, so versage meine Rechte! Kleben soll meine Zunge mir am Gaumen, so ich nicht dein gedenke, so ich nicht erhebe Jeruschalajim auf den Gipfel meiner Freude.“. Allen Anwesenden teilt der Synagogendiener Rosmarin aus, und der Beschneider spricht den Segen über wohlriechende Kräuter. In einer Zeit, wo epidemische Krankheiten stark wüten, wird während der Beschneidung das Schofar geblasen und die 13 Midoth gebetet. Die Gratulation bei der Geburt eines Knaben wird mit den Worten: „Bisiman tow“, d. h. zum guten Zeichen, bei der eines Mädchens „Bemasol tow“, zum guten Glücke, gesprochen. Diese Ausdrücke werden auch häufig den Kindern als Vornamen beigelegt, nämlich einem Knaben Simontow und einem Mädchen Masaltow.

Hochzeiten. Vor der Trauung versammeln sich der Oberrabbiner mit seinem Beth-Din und der Bräutigam, von seinen männlichen Verwandten umgeben, in der Zionssynagoge zum Gebete des Mincha, um dann in feierlichem Zuge sich in die Wohnung der Braut zu begeben. Im hochzeitlichen Hause ist von bunt seidenen, aus der Synagoge geliehenen Vorhängen ein Trauhimmel in der Form eines Zeltes errichtet. Unter diesem steht während der Trauung die Braut in starrer Ruhe mit fest geschlossenen Augen und zusammengefalteten Händen. Die Haare ziert kein Kranz, da ein solcher den Bräuten Jerusalems aus Trauer über die Zerstörung des Tempels nicht gestattet ist. Der Braut zur Rechten steht der Bräutigam. Nachdem er die übliche Trauungsformel gesprochen und der Braut einen Goldreif an den Finger gesteckt hat, wird beiden ein weißer Gebetmantel umgetan, zum Zeichen, daß sie nunmehr zusammengehören, und alle Anwesenden sagen: „Simon tow!“ Hierauf wird die „Ke-

thuba", der Ehevertrag, verlesen, und dann eine silberne Schüssel, auf der zwei mit Schaumgold und Schaumsilber überzogene Fische liegen, als Symbol der Fruchtbarkeit, vor das Brautpaar auf den Estrich gestellt, wobei die Versammlung den biblischen Spruch: „Peru urwu!" Seid fruchtbar und mehret euch!" spricht.

Sieben Tage hindurch bleibt im Hause der Braut der Trauhimmel aufgestellt, unter welchem sitzend das junge Ehepaar die Beglückwünschungen der Freunde empfängt. Am Sabbath nach der Trauung sitzt der Bräutigam während des Gottesdienstes mitten in der Synagoge unter einem zierlichen Baldachin; seine beiden Brautführer sitzen neben ihm und begleiten ihn auch zur Torah. Nach dem Vorlesen des Abschnittes hört er noch die Stelle an, die für ihn besonders gelesen wird, „Und Abraham war alt und betagt" bis „daß du ein Weib nehmest für meinen Sohn von dort". Der Synagogendiener trägt indessen eine mit Rosenwasser gefüllte Flasche umher und gießt davon jedem Anwesenden in die Hand, worüber der Vorbeter den Segen laut spricht.

Leichenbegängnisse. Nach dem Tode eines angesehenen Gelehrten ruft der Gemeindediener in den Straßen: „Bitul Melacha", Unterbrecht die Arbeit; alle jüdischen Kaufläden schließen sich und bleiben bis nach der Bestattung geschlossen. Im Sterbehause hält ein Chacham eine Trauerrede, worauf die sorgfältige Waschung der Leiche vorgenommen wird. Indessen wird von der auf dem Boden ringsumher sitzenden Versammlung das Klagelied „Gedenke Ewiger, wie es uns ergangen", sowie andere Trauergesänge wehklagend vorgetragen. Die Leiche, in einen Teppich gehüllt, wird dann vor das Haustor getragen, auf die Bahre gelegt und mit einem weißen Gebetmantel, Talith, bedeckt. Hierauf wird eine Leichenrede gehalten, in der die Verdienste des Dahingeschiedenen hervorgehoben werden. Sodann setzt sich der Zug in Bewegung. Die Leichenträger, die abwechselnd aus der Menge sich hinzudrängen, singen den Psalm: „Wer unter dem Schutze des Höchsten sitzt, im Schatten des Allmächtigen ruhet". Auf den flachen Dächern der Häuser stimmen Klagefrauen, nach der Klageweise der Alten, erschütternde Trauergesänge an. Bei der großen Synagoge wird wieder Halt gemacht, die Bahre niedergesetzt und wieder eine Leichenrede gehalten. Dann geht der Zug zum Zionstore hinaus, wo wieder in einer Trauerrede der hohen Tugenden des Toten rühmend Erwähnung geschieht. Unten im Tale Kidron, am Grabmale Absaloms, wird die Bahre niedergelassen, und die ganze Versammlung setzt sich ringsum auf die Erde, um die fünfte Leichenrede anzuhören. Der Text ist meistens der Vers: „Und das ganze Volk soll den Brand, den Gott angezündet hat, beweinen". Die Rede schließt mit dem in den Sprüchen der Väter angeführten Spruch des R. Eleasar: „Er pflegte zu sagen: die Lebenden sind bestimmt zu sterben" usw. Wenn der Tote ins Grab gesenkt wird, spricht die ganze Versammlung die dreizehn Midoth. Die Beerdigung geschieht ohne Sarg. Der Leichnam wird unmittelbar in das etwa 2,5 F. tiefe Grab gelegt, sodann dieses mit Steinplatten und darauf mit Erde zugedeckt.

Nach kurzem schweren Leiden ist am 13. Oktober 1917 der erste Vorsitzende unseres Vereins, Herr Justizrat

Dr. MAXIMILIAN HORWITZ

uns durch den Tod entrissen worden.

Tief erschüttert beklagt der Verein den Verlust. Fast ein Vierteljahrhundert hat er den Verein geleitet, ihn durch die Fährnisse der Kindheit hindurch mit sicherer Hand geführt und auf die Höhe gebracht, auf der er jetzt sich befindet.

Eine vorbildliche Tatkraft, ein scharfer Sinn für Recht und Gerechtigkeit, ein warmherziges Eintreten für das, was Vaterland und Glaubensgemeinschaft von uns jüdischen Deutschen verlangen, hatten ihn zum Führer geschaffen.

Sein Name ist mit dem des Vereins unzertrennlich verbunden; er wird nicht erlöschen, solange der Verein besteht.

Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

I. A.: Dr. EUGEN FUCHS, Geh. Justizrat.

Welt-Echo

Bei der Hauptversammlung des Alldeutschen Verbandes, die am 6. Oktober in Kassel stattfand, sprach General v. Liebert über Ostfragen und berührte eingehend die Verhältnisse in Polen, Kurland, Litauen, Livland, auch die in Flandern. Er verlangte einen Grenzschutz Deutschlands gegen die Ostjuden. Nur auf diesem Wege könnten die deutschen Juden sich den Frieden in der Heimat sichern.

Lauter Juden! Bei einer Besprechung des Feuchtwangerschen Schauspiels „Jud Süß" leistet sich der „Bayer. Kurier" den folgenden Schlußsatz:

„Die Polizeidirektion hatte das Stück ursprünglich verboten: Das Theater hätte nichts verloren, wenn es dabei geblieben wäre. Die Juden Roosevelt, Kerenski, Lenin, Trozki, Tscheidse usw. sind für diese Kriegszeit genug. Niemand verlangt sich einen Jud Süß dazu."

Es ist also dem Blatt glücklich gelungen, eine Namensliste aufzustellen, die absolut „judenrein" ist — da ja, laut Feuchtwanger, auch der Jud Süß keiner ist. Das Prinzip ist aber klar: deutschfeindlich = jüdisch.

Die Chederschule der jüdischen Gemeinde in Wilna, „Thorat-Emet", die Chederschule der jüdischen Gemeinde, kann jetzt, wie die „Letzten Nais" schreiben, ihr 15jähriges Bestehen feiern. Interessant ist die Gründungsgeschichte dieser Chederschule. Vor 15 Jahren bemerkten einige Wilnaer Juden, die nicht einmal über besondere Mittel verfügten, einige sich herumtreibende Kinder auf dem Kiewmarkt. Sie nahmen sich der Kinder an, mieteten ein kleines Zimmer und bestimmten einen Religionslehrer für sie. Die Zahl der Kinder betrug damals 20. Jetzt besitzt diese Chederschule ein eigenes dreistöckiges Haus, 8 Klassen und 10 Lehrer. Mehr als 400 Kinder bekommen dort Unterricht, Essen und wenn möglich auch Kleidung. Unter den 400 Zöglingen, die in der Chederschule gespeist werden, war im Laufe

des letzten jüdischen Kalenderjahres trotz der schwierigen Zeit nur ein Todesfall zu verzeichnen. Auch dieser war nach der Feststellung von Dr. Schabad auf chronische Tuberkulose zurückzuführen.

Judenpogrom in Rumänien. Das schwedische Preßbureau meldet aus Petersburg, daß die russischen Zeitungen zahlreiche Dokumente und Berichte von Augenzeugen über grausame Judenverfolgungen in Rumänien bringen. Alle Proteste russischer Organisationen an die rumänischen Machthaber haben bisher nichts geholfen. Man wirft der rumänischen Regierung vor, sie habe den systematischen Vernichtungskrieg gegen die jüdische Bevölkerung geduldet, ja selbst organisiert. So wurden vom Feldgericht in Baku allein 34 jüdische Soldaten, darunter sieben aktive jüdische Sozialdemokraten, gehängt. In mehreren Orten sei es zu regelrechten Judenpogromen gekommen. Außerdem verhindert man die Aufnahme verwundeter jüdischer Soldaten in öffentliche Spitäler und den Verkauf von Nahrungsmitteln an die jüdische Bevölkerung. Der Gebrauch der jüdischen Sprache sei überall strengstens verboten. Zum Schluß teilt das Preßbureau den Wortlaut eines Protestes gegen die Vorgänge mit, den eine Versammlung von Offizieren und Soldaten des militärisch-republikanischen Verbandes in Kiew angenommen hatte.

Ein jüdischer Minister in Rußland. Das jüdische Mitglied des Bauernrates Gurewitsch ist zum Unterstaatsminister des Innern ernannt worden. — Die Herren Trachtenberg und Brodski wurden zu Friedensrichtern in Petersburg ernannt.

Juden als russische Stadtverordnete. Bei den Wahlen zum Stadtrat in Rußland wurden in folgenden Städten Juden ernannt: in Romni 15, in Elisabethgrad 25, Cherson 9, Nishni-Nowgorod 4 (lauter Zionisten), Bensa 5 (ebenfalls Zionisten), Kursk 5, Saratoff 8 (4 Bundisten und 4 Zionisten), in Novorossisk, Jaroslau, Zarizin, Wologada und Borisoglebsk je 2, in Sebastopol, Riev, Limferopol und Minsk je 1. Die 30 jüdischen Mitglieder des Moskauer Stadtrats erhielten Sitz und Stimme in allen wichtigen Ausschüssen.

Der frühere Kronrabbiner von Petersburg. Dr. Abraham Drabkin ist nach 30jähriger Erfüllung seiner Amtspflichten gestorben. Er war einer der Gründer der Großen Synagoge zu Petersburg und zeichnete sich durch wertvolle Beiträge für die Jewish Encyclopedia und andere literarische Werke aus.

In das ukrainische Zentralkomitee, das aus 75 Mitgliedern besteht und über lokale Angelegenheiten berät, sind 5 Juden gewählt worden. Im ganzen sind den nicht-ukrainischen Nationalitäten 19 Sitze zugestanden worden. Die 5 jüdischen Stimmen verteilen sich auf Zionisten, Poale-Zionisten, jüdische Union, Sozialisten und Bundisten.

Der „Bund" gegen die Sabbathruhe. Der jüdisch-sozialdemokratische Bund hat einen Beschluß gefaßt, der in gesetzestreuen Kreisen großes Aufsehen erregt. In diesem Beschluß wird der Anspruch jedes jüdischen Arbeiters anerkannt, den Sabbath als Ruhetag zu halten, gleichzeitig aber der Bund verpflichtet, diesem Anspruch in allen Fällen entgegenzutreten, wo die Entwicklung einer Industrie oder das wirtschaftliche Interesse der Arbeiter es verlangen, daß nur ein Ruhetag in der Woche und zwar der Sonntag gehalten wird. Mit anderen Worten: der Bund erkennt in der Theorie den Sabbath und in der Praxis den Sonntag als Ruhetag an. — In dem neu aufgeflammten Kampfe zwischen Bundisten und jüdischen Nationalisten berufen sich die letzteren auf ein Wort von Karl Marx's Schwiegersohn, Jean Longuet, der gelegentlich einer poalezionistischen Versammlung in Paris sagte, die Sozialisten müßten den Zionismus unterstützen, da dieser in keinem Gegensatz zu den Interessen der Internationale stände.

Die Juden in Finnland. Im Zusammenhang mit der finnischen Unabhängigkeitserklärung war bekanntlich die Gleichberechtigung der finnsichen Juden erörtert worden. Nach den bisherigen Nachrichten ist der betreffende Gesetzesentwurf nicht zur Annahme gelangt.

Judenfeindliche Bewegung in Saloniki. Das Jüdische Korespondenzbureau im Haag meldet aus Saloniki: Die Regierung von Athen scheint das Unglück, das die Hauptstadt Neugriechenlands heimgesucht hat, benutzen zu wollen, um die Juden daraus zu entfernen. Die Regierung legte einen Gesetzentwurf vor, wonach alle Immobilien, die Juden gehören, zwangsweise enteignet werden können. Die Vergütung soll dann in griechischen Schatzscheinen geleistet werden. Die gesamte liberale Presse und die öffentliche Meinung verurteilen diese Pläne als einen listigen Überfall gegen die spanisch-jüdische Bevölkerung.

Die glückliche Geburt eines gesunden Jungen zeigen hocherfreut an

Z. Kreschover und Frau Mina
geb. Strumpf

München, 16. Oktober 1917.

die Saloniki aus einer unbedeutenden Balkanstadt zu einem Weltmarkt ersten Ranges und einem wichtigen Hafen entwickelt haben.

Eine jüdische Bürgermeisterin. In Moorehaven (Florida) ist eine Jüdin, Frau Marion N. Horwitz, zur Bürgermeisterin ernannt worden. Sie war zwar anfangs sehr gegen eine Besetzung des Amtes durch eine Frau, mußte sich aber, da sie als einzige Kandidatin aufgestellt worden und fast einstimmig gewählt worden war, bereit erklären, das Amt anzunehmen. Frau Horwitz ist der erste weibliche Bürgermeister in den Vereinigten Staaten.

Der Hacheruth, die bekannte in Jerusalem erscheinende hebräische Zeitung, hat ihr Erscheinen eingestellt, da der einzige noch zur Verfügung stehende Redakteur Ben-Atara zum Heeresdienst einberufen wurde.

Flüchtlinge aus Korfu sind in Triest angelangt und haben, dank den Bemühungen des jüdischen Abgeordneten Straucher, die Erlaubnis erhalten, sich in der Stadt niederzulassen.

Der neue französische Finanzminister in den von Painlevé gebildeten Kabinett, Louis Lucien Klotz, ist ein Jude. Klotz bekleidete den gleichen Posten bereits in einem früheren französischen Kabinett.

Feuilleton

Blätter aus dem Felde.

Von Felix A. Theilhaber.

(Schluß.)

2. Mein Bocher.

Die engen Gassen Wilnas liegen in vollem Dunkel. Wohl wegen der Fliegergefahr. Das Volk, das den Feiertag begeht, stößt sich auf den engen Bürgersteigen, an deren Rändern Straßenschmutz angehäuft ist. Vom Tal herauf rauscht die Wilja, Bilder von Krakau und Lemberg werden wach. Die Jungens, die mein Gepäck vom Bahnhof in die Stadt tragen, sind Juden. Das Hotel, das ich von der Kommandantur angewiesen bekommen habe, ist ein jüdisches. Eine Judenstadt. Und dabei ein Sprachengewirr: Russisch, Polnisch, Litauisch, Deutsch und Jidisch.

Und Hebräisch! In der Philharmonie hält eine Töchterschule ein Fest ab. Zehn Mädchen spielen irgendein Stück, spielen wie echte Komödianten und sprechen ein klares, unsagbar rasches Hebräisch. Kein Souffleur ist dabei. Und die kleinen Kinder links und rechts von mir lachen aus vollem Hals. Wie sie horchen und verstehen. Alle die jungen Seelchen im großen Saal, wie sie gekommen sind, sprachen sie noch Russisch und Jargon und jetzt rufen sie dazwischen. Aber nur noch Hebräisch . . . .

Und die Kinder vergessen das Leid, das große Leid, das mit dem Rauschen der Wilja heraufzieht über die Stadt. Und sie zwitschern wie Frühlingsvögel, die den Lenz begrüßen und nichts wissen von all dem, was vordem war . . .

Ich ziehe darauf um 9 Uhr einsam durch die Stadt. Die Bettler, die an den Treppen hockten, sind nach Hause gegangen. Die tausende von Trödelläden fest verrammelt, die Stadt wird stiller. Auch die Kinos schließen, an deren Eingängen große hebräische Lettern kleben, die der aufgehende Mond beleuchtet. Die Lichter der

Stadt sind spärlich und dunkel. Es ist Krieg und Fliegergefahr.

Langsam schlendere ich durch die Gassen und lasse die Stadt auf mich einwirken. Aus den größeren Straßen komme ich in abgelegene Winkel, wo sich zwei Bocher über die Frage „Jidisch oder Hebräisch" streiten. Als ich näherkomme, verstummen sie.

Minutenlang treffe ich niemand mehr. Hier in der entlegenen Vorstadt ist nicht einmal ein deutscher Soldat, der mir den Weg zurückweist. Doch am Ende der Sackgasse stöhnt irgend wer, schluchzt in dem finstern Winkel auf, wie ein Kind, welches in der Ecke steht, weil es Schläge bekommen hat. Zieht ein Weinen auf und erstickt wieder. Ich gehe darauf zu, finde aber niemand. Zwei Minuten ist es wieder ganz ruhig. Und dann klingt es wieder leise wie vordem. Ich muß das Weinen noch besser suchen. Es muß doch irgendwo sein. Und da ist schon im Toreingang ein Junge, ein kleiner Junge.

Vielleicht hat er etwas verloren, denke ich. Aber er sucht nicht. Vielleicht wartet er auf die Mutter, oder er hat zu Hause Schläge bekommen.

Ich gehe auf ihn zu. Aber er dreht sich nicht um, sondern wimmert nur von Zeit zu Zeit.

„Du" sag ich zu ihm und zieh ihn am Ärmel. Es ist ein schmutziger Straßenjunge. Kein Wunder, wenn ihn der Vater prügelte. Die Lumpen hängen an ihm nur so herunter. Ein Herumtreiber, der die Schule schwänzt und jetzt noch nicht einmal zu Hause ist.

„Du", frage ich ihn zum zweitenmal. „Was machst du hier?" Der läßt sich Zeit, oder er gibt kaum Acht auf mich. Ich werde ungeduldig und schelte ihn. Da sagt er irgend etwas vom Tate, das ich nicht verstehe. „Warum heulst du? Hat er dich geschlagen?" Das begreift er wieder nicht. Man muß sich mit den Kindern Zeit lassen.

Und endlich kommt es langsam und zittrig heraus:

„Mer — friert — mer friert — un — i — hob — Hun —"

Das letzte Wort erstirbt in der Nacht; erst nach einigen Augenblicken heult er nochmals dahin: — „Hun — — —ger."

Ich stecke ihm was zu, die Hand schließt sich kaum. Der Junge sagt nichts. Dankt nicht. Wie ich schon drei Schritte weg bin, stößt er wieder ein Weinen auf, nicht mehr laut, kaum hörbar, wie ein Hund, der winselt.

Das ist Wilna.

Ins Dunkel der Nacht verschwindet alles. Not und Grauen. Und nur aus einem großen Café im Centrum dringt helle Musik. Ein alter Jid steht am Fenster und sieht hinein: „Mein Bocher spielt da den Daitschen. Sehn Se ihn. Mein Bocher . . ."

Gemeinden- u. Vereins-Echo

Nationalfonds-Spende. Goldenes Buch. Jüdisch. Wanderbund „Blau-Weiß" München. Die Führerschaft gratuliert ihrem lieben Dr. Raphael Straus und dessen Gattin zur Geburt ihres zweiten Sohnes. Mk. 5.—.

Anzeigen-Echo

(In dieser Abteilung finden Voranzeigen der Vereine auch ausserhalb Münchens kostenlose Aufnahme.)

Nationaljüdischer Verband. Dienstag, den 23. Oktober, Vortrag des Herrn Jacob Fränkel über „Heinrich Grätz" (anläßlich seines 100. Geburtstages). V.J.St.-Lokal. Beginn pünktlich 8.30 Uhr.

Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4.
Verantwortlich für die Redaktion: Helene Hanna Cohn, München, Von der Tannstr. 22; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München